Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 25

Artikel: Der Sieg von Laupen
Autor: Fischer, Rudolf von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646634

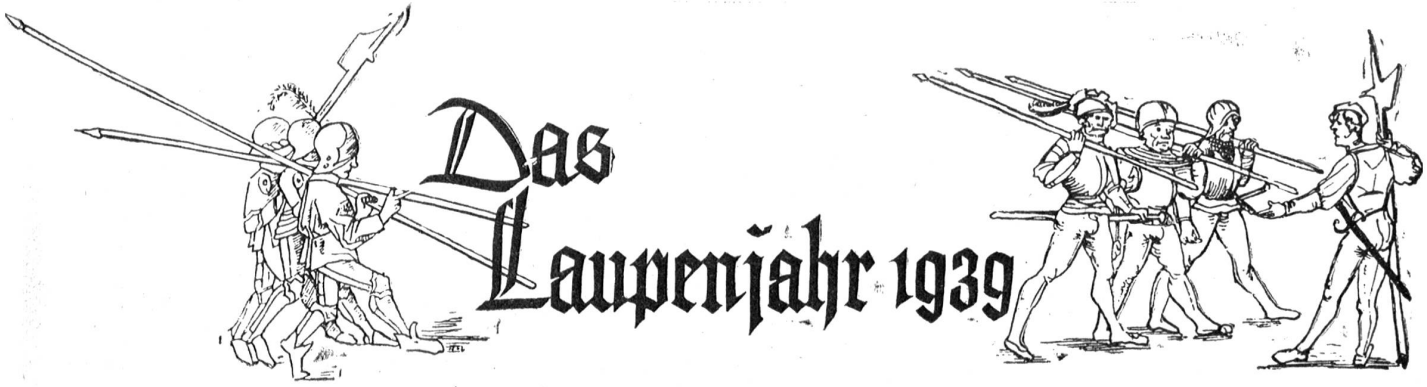
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ohne Laupen kein Bern — Ohne Bern keine Eidgenossenschaft

Der Sieg von Laupen

Festvortrag, gehalten an der Jahresversammlung des historischen Vereins des Kantons Bern in Gümmenen am 4. Juni 1939.

Von Staatsarchivar Dr. Rudolf von Fischer

Werte Anwesende!

Es ist mir die hohe Ehre zuteil geworden, im Schoße des historischen Vereins jener großen Tat zu gedenken, deren Erinnerung heute — nach 600 Jahren — noch unser ganzes Volk bewegt und die zu feiern es freudig sich anschickt.

Wenn ich hier über den Sieg von Laupen sprechen darf, so möchte ich es tun als Historiker, nicht als Politiker, der aus dem Born der Vergangenheit Kraft und Nutzanwendung für das Tagesgeschehen herholt. Ich meine dabei nicht, daß dem Historiker der Sinn für die Beziehung der Vergangenheit zur Gegenwart zu fehlen brauche — wie tot wäre sonst sein Wissen! — dorch spürt er dem Wesen und Handeln verklungener Epochen doch mehr in seiner zeitlichen Bedingtheit nach, als daß er einzelne Züge der Vergangenheit in das scharfe Blicklicht der Gegenwart rückte, um das seinem Zeitgenossen Verständliche besonders hell aufleuchten zu lassen.

Ich möchte also weniger hervorheben, was uns Laupen bedeutet, als versuchen, jene Zeit, in der sich die Schlacht von Laupen abspielte, zu schildern und von den großen Kämpfen und Taten, die wir heuer feiern, zu berichten.

Wenn wir uns eine Epoche, wie das vierzehnte Jahrhundert allgemein und in ihrer Spiegelung in unsern Landen zu veranschaulichen versuchen, so sind es vor allem zwei Dinge, welche eine irgendwie klare Vorstellung erschweren, die Dürftigkeit der Quellen nämlich und die überraschend weitreichende Verschiedenheit der meisten Lebensumstände jener Zeit von den unsern.

Am ähnlichsten noch mag man sich den Rahmen des Bildes denken, die Landschaft, die sich damals wie heute, vom schimmernden Ring der Alpen begrenzt, darbot, durchrauscht von Bächen und Flüssen, die meist ungefähr in denselben Betten sich ihren Weg suchten und in den nämlichen Seen ihren Lauf verzögerten. Freilich war die Bodenkultur eine andere, der Wald griff noch tief ins Land, das heute Brot spendet; auf holprigem Weg mühte sich der Wanderer einem Ziel zu, das — heute spielend erreichbar — damals zu erreichen Willen und Schweiß kostete. Gewiß war auch die Siedlung noch eine dürftige: wer Land nahm, verdiente und erhielt noch Förderung. Doch all dies prägte dem Bilde der Landschaft wohl doch keine so fremde Gestalt auf, daß wir, heute zurückversetzt, uns darin gar nicht mehr zurechtfinden könnten.

Wieviel unfaßbarer verschieden erscheinen uns die Menschen jener Zeit, mit ihren dürftigen Ansprüchen an Geist und Behagen, mit ihrem kindlichen Gemüt, in dem Herzenswärme und Grausamkeit so seltsam benachbart sich zeigen, jene frommtrotzigen Gesellen, wie sie den vergilbten Blättern der Chroniken entsteigen, Männer, die eben noch vom Blute des Feindes befleckt, inbrünstig sich vor dem geopferten Christus neigen und gläubig zu den holden Angesichtern der heiligen Frauen aufschauen.

Wie fremd und unfaßbar erscheinen auch die sozialen und rechtlichen Zustände, in denen — in unserm Land — das einst wirtschaftlich allein wirkende und tragende Bauerntum im Aufblühen der Städte Handwerk und Handel sich regen sieht, Partner im Lebenskampf, deren erfolgreiche Rührigkeit Mißtrauen verdient und Lockung bedeutet. Darüber ragt in standesstolzer Stufung der Adel, erprobt in Jagd und Kampf, gemeines Werk und erwerbsamen Gewinn verachtend, abseits auf wenig wohnlichem, wehrhaftem Sitz, noch herrschend, doch schon vom herbstlichen Glanz später Reife und des Vergehens beschienen. Ueber Hohen und Niedern, gebietet in manchem gestuft freilich, das harte, handgreifliche, verständliche und bekannte Recht, dem Gerechten ein starker Schutz in bewegt-unsicherer Zeit, das den Rechtsbrecher vernichtet und den Zaudernden durch seine blutigen Drohungen auf der Bahn des Gesetzes festhält.

Fremd und fast unvorstellbar endlich erscheinen auch die politischen Einrichtungen und Grenzziehungen uns, die wir in den Begriffen von Nation und Staat verwurzelt sind.

Denn es hatte der zunehmende Zerfall der Reichsgewalt nicht nur zu einer fast völligen äußern Zersplitterung der Territorien geführt, auch ihre innere Geschlossenheit war — unter dem Blühen der Ausnahmerechte — dahingeschwunden, Landesherrlichkeit, hohes, mittleres und niedriges Gericht und grundherrliche Rechte lasteten, nur zu häufig in verschiedener Hand, auf jedem begehrenswerten Fleck Erde und immer wieder gerät auch der Erfahrene über die Mannigfaltigkeit der Zugehörigkeitsmöglichkeiten mittelalterlichen Gutes und die Verzweigtheit der Besitz- und Rechtsverhältnisse von kleinen Einheiten bis zu umfangreichen Gebieten ins Staunen.

So bot auch das um Bern liegende Gebiet zur Zeit des Laupenkrieges solch ein Bild feudaler Zersplitterung und schwer entwirrbarer Rechtsbeziehungen.

Noch gab es kein Oberland oder Mittelland, Teile eines

Staates, deren Namen ihre Beziehung zum Ganzen verrät. Das Gewimmel kleiner Herrschaften war durch Lehensbeziehungen einigermaßen an Gruppen gebunden, wobei der lockere Charakter der Zugehörigkeit häufigen Wechsel mit sich brachte. In diese Gruppen ordneten sich auch die geistlichen Herrschaften, denen als Grundherren überragende Bedeutung zukam: einzelne unter ihnen mochten an Reichtum wohl mit Städten wetteifern.

Im Osten, rechts der Aare, war es vorab die kyburgisch-habsburgische Machtsphäre, gemischt aus Eigenbesitz und Lehensgut, welche, gestützt auf Burgdorf und den Aargau, Achtung gebot. Im Süden, im spätern Oberland, war Bern selber mehr als irgendwo sonst staatsbildend vorgedrungen, indem es den Versuch Habsburgs, um den Thunersee herum und in die Alpen hinein einen zusammenhängenden Sonderstaat zu bilden, nach dem Brudermord auf Schloß Thun selber teilweise verwirklicht hatte. Gestützt auf die erzwungene Botmäßigkeit der Weißenburger, auf das reiche Interlaken, auf das stolze Spiez und Herr des in seinen Freiheiten geschonten Hasli, mochte es der freiburgisch-wallisischen Gegner, die in den Bergtälern der Kander und der Simme eingenistet blieben, spotten.

Im Westen und Südwesten erhob sich die Mauer Freiburgs und seiner Anhänger, unter denen die Grafen von Greyerz eine besonders hervorragende Stellung einnahmen. Und dahinter lagen die Lande Savoyens, das seit dem Tode seines glänzendsten Fürsten gegen die Waadt und das Gebiet südlich des Genfersees zurückgedrängt blieb.

Im Norden endlich hatte das Haus Neuenburg in letzter Zeit seinen Umfang und seine Macht erweitert: Mit seinen Gliedern Straßberg, Nidau, Valendis und Aarberg beherrschte es das Seeland und griff bis in den Jura hinein.

So war — in großen Zügen — das Gebiet zwischen Jura und Alpen gegliedert, das seit der Herrschaft der Zähringer keinen zusammengehaltenen Staat mehr gesehen hatte, ein Grenzgebiet deutscher und welscher Zunge, in dem Bern als Mittelpunkt lag, umworben und bekämpft in vergangener Zeit, nun aber sich anschickend, mit Umsicht und Bedacht gesponnene Fäden zum dauerhaften Gewebe zu verbinden.

Der Kampf um die Vorherrschaft in diesem welsch-deutschen, burgundisch-alemannischen Grenzgebiet war der tiefere Grund, der zum Laupenkrieg führte. In diesem Kampf, der zugleich ein Ringen bürgerlich-bäurischer Emanzipation in sich schloß, war Bern der Angreifer, denn es verfolgte im Wettstreit territorialer Bemühungen die klarsten Ziele und setzte bestehenden Verhältnissen den Druck eines neuen Geltungswillens entgegen. Die Koalition, die sich in den dreißiger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts gegen Bern zu bilden begann, war ein Bund von Mächten, die sich teils in ihrer Entwicklung, teils in ihrer Existenz und ihrem Besitztum von Bern bedroht fühlten, ein Bund also, dem zum mindesten teilweise ein abwehrender Charakter eignete, wenn er auch, um der Bedrohung und Beengung endgültig Herr zu werden, die Vernichtung des Gegners anstrebte. Erst als der Ring der Gegner geschlossen war, ging die Bedrohung auf den ursprünglich offensiven Teil über: nun schien nicht nur mehr Berns sich ausdehnende Entwicklung abgedrosselt, das Lebensrecht und seiner Kraft entsprechende Wachstum in Frage, seine Existenz selber war gefährdet. Bern mußte kämpfen, wenn es Bern bleiben wollte. Der Sieg bedeutete Freiheit und Zukunft, die Niederlage Untergang und den Verlust all dessen, was die Altvordern in 150 Jahren kluger und tapferer Staatsführung errichtet hatten.

Das Vorspiel des Laupenkrieges ist uns ausführlich nur von bernischen (oder bernisch gesinnten) Chronisten geschildert worden und die Berichte setzen bei der Beschreibung der Veranlassung zum Kriege dort ein, wo sich die feindliche Koalition bereits gebildet hatte und im Bewußtsein ihrer Stärke das eingekreiste Bern durch provokatorische Forderungen zu demütigen trachtete. Mit großem diplomatischem Geschick wird dabei die Nachgiebigkeit Berns hervorgehoben und so der Nachwelt das Bild eines zu Unrecht Verfolgten eingeprägt. Diese für eine bestimmte Spanne Zeit im Ablauf des Geschehens richtige Vorstellung hat selbst bei Zeitgenossen des andern Lagers Eingang gefunden. Der Chronist Johannes von Winterthur schrieb, als er sich über die tiefern Gründe des bernischen Erfolgs bei Laupen Rechenschaft zu geben suchte, diesen neben der Frömmigkeit der Berner dem Umstande zu, daß sie für eine gerechte Sache gefochten hätten.

Die Koalition, die sich gegen Bern gebildet hatte, reichte rings um das Gebiet, welches die Stadt unmittelbar beherrschte oder mit dem sie auf mannigfache Art in Beziehung getreten war. Sie umfaßte eine Reihe einzelner Gruppen, innerhalb deren wieder bestimmte Persönlichkeiten besonders hervorragten, sei es Kraft ihres Besitztums und Ansehens, sei es dank der Lebhaftigkeit, mit der sie die Spannungen zu vermehren suchten.

Da waren im Westen die Freiburger und der Graf von Greyerz, die sich als besonders unversöhnliche Gegner Berns hervortaten. Der Conflictus laupensis, jene älteste ausführliche Beschreibung der Laupen-Geschehnisse, sah in Freiburg überhaupt den eigentlichen Gegner Berns und in der kurzen Zusammenfassung, mit der diese zuchtvoll gegliederte Darstellung eingeleitet wird, begegnen wir der Meinung, der Laupenkrieg sei ein Streit der Berner mit den Freiburgern und ihren Helfern gewesen. Die offizielle Stadtchronik Justingers stellt diese Fassung nicht völlig in Abrede, indes wird dort hervorgehoben, Freiburg habe nicht aus eigenem Antrieb, vielmehr als Werkzeug seiner Herrschaft, der österreichischen nämlich, so feindselig gegen Bern gehandelt. Diese retrospektive Schonung gegenüber Freiburg erklärt sich aus der Entwicklung, die seither die freiburgisch-bernischen Beziehungen durchgemacht hatten; man legte in den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts keinen Wert mehr darauf, durch allzu grelle Beleuchtung verjährter Kriegsschuldfragen die freundnachbarlichen Beziehungen zur Schwesterstadt zu trüben. Der Haß war verraucht, die Zeit der handgreiflichen und anschaulichen Gegensätzlichkeit entschwunden, es waltete vielleicht neben der Rücksicht auch eine kühlere und damit zutreffendere Beurteilung, die aus der Ferne das geschickte Weben des sich im Hintergrund haltenden Oesterreich besser wahrzunehmen vermochte. Gewiß ist, daß unmittelbar vor dem Ausbruch des Laupenkrieges in Freiburg die Fäden zusammenliefen; dort hatten eine Reihe hoher Herren Burgrecht genommen und damit ihrer Zugehörigkeit zur Sache des Verbandes deutlich Ausdruck verliehen.

Graf Peter von Greyerz allerdings gehörte nicht zu diesen freiburgischen Neuburgern, die erst die neue Sachlage an die Saanestadt gebunden hatte; er war vor Jahren, zur Zeit des Gümmenenkrieges, Schultheiß von Freiburg geworden und der Stadt eng zugetan durch die gemeinsamen Interessen im spätern Berner Oberland.

Die Forderungen, die der Graf von Greyerz und die Freiburger nun an Bern stellten, sind von besonderem Interesse, da sie — im Gegensatz zu den Forderungen anderer Gegner Berns — nicht mehr Vorwänden glichen, sondern eine ernste, wirtschaftliche und politische Rivalität beleuchteten. Der Graf von Greyerz und die Freiburger machten Schuldforderungen gegen die Herren von Weißenburg geltend, welche vor wenig Jahren, wie schon angedeutet, durch einen verlorenen Krieg in Berns Gefolgschaft gezwungen worden waren. Die Weißenburger Herren, vor wenig Jahrzehnten noch scheinbar die ansehnlichsten Herren des Oberlandes, hatten, geschwächt durch Heerfolge, Aufwand und Schwinden der Einnahmen, sich mit Wucherern behelfen müssen, deren es in den Städten allenthalben gab. In Freiburg und Bern ansässige Kapitalisten hatten wacker investiert im Vertrauen auf die guten Sicherheiten, die der ausgedehnte Weißenburger Landbesitz zu bieten schien. Als nun mählich die Ueberschuldung zutage trat, mochten die Gläubiger hüben und drüben um ihren Einsatz zu bangen beginnen. Durch den erfolgreichen Weißenburger Krieg schmälerte Bern hier zweifelsohne die Aussichten der Freiburger Gruppe, sich dien-

licher Faustpfänder zu bemächtigen. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß diese wirtschaftlichen Verstimmungen den Gegensatz zwischen Bern und Freiburg erhöhten, wenn auch — nach den lediglich bernischen Quellen — die Freiburger Geldleute schließlich vor dem Laupenkrieg, Dank der Nachgiebigkeit Berns, nicht zu Schaden gekommen sein sollen.

Daß der Graf von Greyerz gerade in den Weißenburger Angelegenheiten Freiburgs eine führende Rolle spielte, ergibt sich aus seinen privaten Verhältnissen. Seine Gemahlin war dem Hause Weißenburg entsprossen und mochte eben den kräftigen Haß auf die Berner hegen, der den alten Freiherrn Johannes, den treuen Gefolgsmann Oesterreichs, auszeichnete.

Aus oberländischen Verhältnissen zu Berns Gegner geworden waren auch die Freiherren vom Turn, Walliser ursprünglich, die im Kandertal herrschten und denen es ob Berns munterm Gebaren eng auf der Brust wurde.

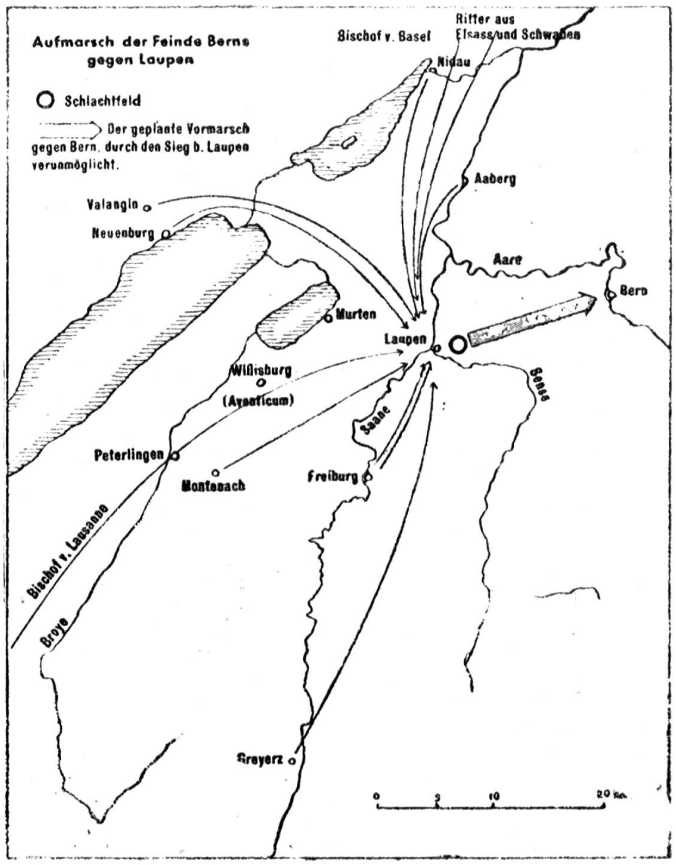
Zur südwestlichen Gruppe der Gegner Berns zählten ferner Graf Ludwig von der Waadt, der Graf von Welschneuenburg und der Bischof von Lausanne. Der Graf von der Waadt mochte aus allgemeinen Erwägungen, um Berns Vormachtstellung zu brechen, seine Verbindung mit Freiburg so eng geknüpft haben, daß sein Haus — entgegen der Ueberlieferung — nun als Berns Gegner in einen Krieg verwickelt wurde, der ihm so bitter schweres Leid zufügen sollte. Bei den Herren von Welsch-Neuenburg hatte es nichts Auffallendes, sie im feindlichen Lager zu finden, das war dort gutes Herkommen. Für den Bischof von Lausanne, der gemeinhin als streitsüchtig galt, war wohl das Handeln anderer bestimmend geworden; seine Sache verfocht bei Laupen verlustreich ein Herr von Aubonne, wie uns die Urkunden erweisen.

Neben dieser westlichen Gruppe, bei der die Beweggründe zur Gegnerschaft gegen Bern recht verschiedenartige waren, trat eine nord-östliche auf, die sich zwar unterschiedlicher Vorwände zur Begründung ihres Vorgehens bediente, die aber augenscheinlich stark unter österreichischem Einfluß stand und von der Herrschaft her Antrieb und Richtung erfuhr.

Da war Graf Eberhard von Kyburg, Träger des Namens, der vor allen in den umstrittenen Landen gegolten hatte, der die Stunde neuen Aufschwungs für gekommen erachten mochte. Nun war es Zeit, die lästige Abhängigkeit von Bern, in die ihn die Untat des Brudermordes einst getrieben, abzuschütteln und das bloß lehensweise behauptete Thun wieder ganz in seine Hand zu bringen. Da war der Bischof von Basel, Habsburg verpflichtet, und der stolze Graf von Nidau, dessen neu erweiterte Macht am Willen Habsburgs ihre Grenze fand. Da standen endlich die Herren von Straßberg und von Aarberg, Sterne etwas niedern Ranges, die den Bewegungen des Nidauers folgten.

Außer diesen beiden Bern benachbarten Gruppen zeigte sich noch eine ferne, durch die Jahrhunderte immer zerschlissener gewordene Macht, deren verblichener Nimbus das Walten der Gegner Berns mit einer dünnen Sphäre höhern Rechts umgab. Kaiser Ludwig, der Bayer, trat gegen die widerspenstige Reichsstadt auf und erhob Gerhard von Valendis zum Sachwalter seiner Ansprüche und Vollstrecker seines Willens. Geistliche und weltliche Gründe hatten Bern zu einem der zuverlässigsten Gegner des Wittelsbachers gemacht. Selbst in dieser Zeitspanne, in der dem Kaiser alles zu glücken schien und mancher alte Widersacher sich beugte, hielt Bern an seiner Sprödigkeit fest und verweigerte, dem heiligen Vater treu, dem gebannten Kaiser Huldigung und Steuern. Nun schien der Augenblick gekommen, dem königlichen Unwillen in nutzbringender Weise Gestalt zu geben. Als Exekutor gegen den säumigen Zahler Bern trat der Graf von Valendis in die Schranken und legte eine Forderung auf verfallene Reichssteuern im Betrag von 300 Mark Silber vor, bei deren Nichteinlösung er zum Angriff auf Bern ermächtigt war.

So stand, doch wohl dank der saubern Arbeit Oesterreichs, das in Bern den befähigten Rivalen um das zähringische Erbe



Aufmarsch der Feinde Berns gegen Laupen
Aus dem „Achetringeler" Laupen 1938

achtete und darum zu vernichten sich anschickte, ein auserlesener Bund deutscher und welscher Namen beieinander, der zum Angriff auf Bern des kaiserlichen Segens nicht ermangelte.

Auf der Aarestadt lastete nun schwer die Sorge, wie sie sich dieser Bedrohung und Gefahr am besten erwehren möchte.

Die Berner, unter der umsichtigen Führung des Schultheißen Johann von Bubenberg, versuchten es zuerst mit Nachgiebigkeit. Zusammenkünfte boten Gelegenheit, die Forderungen der Gegner kennen zu lernen und zu prüfen. Obschon die Zumutungen teilweise ungerechte waren, nahm Bern nicht Anstand, manches zu gewähren, was mit seiner Ehre kaum verträglich schien. Selbst in der für sein Verhältnis zum Adel, aber auch für seine eigene Entwicklung so wichtigen Frage der Burger-Aufnahmen zeigte es sich gefügig, alles offensichtlich im Bestreben, den ehernen Ring an einer oder mehreren Stellen zu durchbrechen. Allein solches Entgegenkommen wurde als Schwäche bewertet und mit Hohn belohnt. „Bist Du von Bern, so duck Dich und laß übergan" boten Hämische im Lande herum.

Der Krieg nahm seinen Anfang. Zu sagen, er sei ausgebrochen, wäre ein irreführender Ausdruck für die Weise seines Beginns.

Nach Art der Zeit setzte der Kriegszustand ein mit gelegentlichem Sengen, Brennen und Morden. Noch beteiligte sich nicht die ganze Koalition.

Erst Gerhard von Valendis, der kaiserliche Bevollmächtigte, rückte zu hastigen Beutezügen aus, geschirmt und unterstützt von Peter von Aarberg, dessen Teilnahme die Berner besonders verdroß, weil er — geschwornen Briefen nach — ihnen Treue hätte halten sollen. Ihn zu züchtigen, legte Bern heimlich, doch nicht heimlich genug, am Pfingstabend eine Reise auf Aarberg an. Der nächtliche Wald hallte wider vom schweren Zug der

Belagerungsmaschinen. Graf Peter hatte aber rechtzeitig Kundschaft erhalten und sich vorgesehen. Die Ueberraschung mißlang. Geprellt zogen die Berner unverrichteter Dinge ab und ließen ihren Aerger nach des Landes Brauch in Brand und Raub aus. Der Berner Zug auf Aarberg rief die Herren auf den Plan.

Innert Monatsfrist besammelten sie ihre Leute und legten sich vor die Veste Laupen. Am 10. Juni hub die Belagerung an.

Bern hatte von seinem Vogt daselbst, Anton von Blankenburg, rechtzeitig Kenntnis von den Anstalten der Feinde erhalten. Angesichts der Gefahr, der sein Laupen ausgesetzt war, verstärkte es die Besatzung, so daß die Zahl der Verteidiger auf 600 wohl Bewaffnete anstieg. Als gewiegter Fachmann in der Kunst der Zeugmeisterei begleitete Werkmeister Burkart den Berner Auszug, den des Schultheißen gleichnamiger Sohn Johannes von Bubenberg befehligte. Ernst war es Bern mit der Behauptung Laupens, das zeigt auch die Auswahl der Truppe. Wo Vater und Sohn oder zwei Brüder als reisbar galten, wurde der eine zu Laupens Besatzung geordnet. Das Stadtbanner wehte dem Zug voraus, den Mütter und Frauen im Kummer scheiden sahen. „Do wart ze Bern bi der usfart nit vil gelachet" trug Konrad Justinger in seiner schlichten Art in der Chronik ein.

In Bern ging die Sorge um. Wie sollte Laupen entsetzt, wie der Uebermacht der Feinde begegnet werden? Die Verantwortlichen, die im Rat saßen, hielten Umschau nach Freunden und Bundesgenossen. Da zeigte sich, daß mancher, auch wenn er guten Willens war, den Zuzug nicht wagen durfte. Zu dicht umschloß die Stadt das Netz der feindlichen Verbindung. Murten mußte fern bleiben, um Savoyens und Freiburgs willen, Solothurn vermochte nur Geringes, bedrängt von der Nähe der Herrschaft, Biel lag mitten im Bereich der Feinde. Savoyen, auf dessen Mitwirkung Bern, wie von alters her, gehofft hatte, hielt sich abseits; das hatte Oesterreichs Geschick fertig gebracht.

So blieben nur wenige Treue über, auf deren Beistand Bern sich stützen konnte, die Landleute vom Oberhasli, die untern Simmenthaler mit den Junkern von Weißenburg und die wackern Freunde aus den Waldstätten. Sie hatte Bern durch einen Ratsboten um Beistand gebeten und, obschon keine Bündnispflicht bestand, den guten Bescheid erhalten: „Liebe Fründ von Bern, niena spüret man fründ, denn in der not und wan es üch nu an der not lit, so sond ir fründ an uns finden und haben." Aus Solothurn endlich, dem richtiger Zuzug nicht möglich war, fanden eine Schar unerschrockener Reisiger den Weg nach Bern.

Indessen nahm die Belagerung Laupens ihren Fortgang. Beschießungen bereiteten Stürme vor, Schleudern warfen Steine in die Stadt, die Chronik berichtet, die Belagerten hätten ihrer 1200 in den Gassen und allenthalben gefunden. Ohne Unterlaß hielt die Bedrängung an. Unverzagt wehrten sich die Verteidiger und hoch rühmten sie die Kunst Meister Burkharts, der mit seinen Bliden Lücken in die Reihen der Feinde riß und ihrem Belagerungsgerät Schaden zufügte.

Ungeachtet aller Tapferkeit verschlimmerte sich das Los der Besatzung. Auf alle Zeit hin reichten die Vorräte nicht aus. Und nun wurde noch neuer Zuzug ruchbar, der das schon so stattliche Heer der Angreifer verstärken würde. Der österreichische Landvogt im Aargau hatte seine Scharen besammelt und rückte heran.

Bern fühlte die Entscheidungsstunde nahen. Das Eintreffen der Hilfsvölker erwartete es mit Bangen und Ungeduld. Dem neuen Zuzug zu begegnen war die Stadt mit den Ihren kaum gewachsen. Ein Trost mochte darin liegen, daß die militärische Führung in bewährter Hand lag. Ein im Feld erprobter Führer, Rudolf von Erlach, der im Konflikt zwischen seinem Lehensherrn und der ihm von jung auf vertrauten Stadt sich auf Berns Seite geschlagen hatte, sammelte die militärischen Kräfte und stärkte in strenger Mannszucht den Geist des Widerstandes. Justinger berichet darüber und weist auf sein Vorbild als Beispiel für die Künftigen hin. Besorgte Gelehrsamkeit hat, auf Grund der in der Tat eigenartigen Nichterwähnung Rudolf von Erlachs als bernischen Hauptmann in der Erzählung des Conflictus laupensis, seine Führerschaft überhaupt in Frage stellen wollen. Ich kann das Für und Wider hier nicht im Einzelnen ausführen, ich meine aber doch, daß schwer zu glauben bleibt, der offizielle Chronist Berns habe bei seiner Darstellung des Laupenkrieges — der im Mittelpunkt der ganzen Chronik steht — so wichtige Züge, wie Persönlichkeit und Handlung des bernischen Befehlshabers frei erfunden oder so ausgeschmückt, daß man ihn mit Recht gröbster Entstellung zeihen dürfte. Justinger, der sich ausdrücklich darauf beruft, Lücken der Ueberlieferung durch Aussagen älterer, glaubwürdiger Leute ergänzt zu haben, konnte für die Erinnerung an den Sieg von Laupen, Aussagen Sechzig- bis Siebzigjähriger verwenden, deren Vater selber am Kampfe teilgenommen hatte.

Auf Grund dieser Ueberlegungen halte ich die altbernische Ueberlieferung über Rudolf von Erlach, wie sie uns Justinger übermittelt hat, für in sehr hohem Grade wahrscheinlich und scheue mich nicht, sie als Tatsache zu bewerten.

Endlich, am Abend des 20. Juni, an einem Sonntag, trafen die bernischen Verbündeten ein. Etwa tausend Mann hatten die Waldstätter aufgebracht und bei 600 die Oberländer beigesteuert. Zusammen mochten sie nicht ganz den dritten Teil der Macht, die Bern ins Feld zu stellen hatte, ausmachen. Gemessen an den Scharen der Feinde, über die uns irgendwie zuverlässige Zahlen fehlen, mochte das Berner Heer als kleiner Haufen erscheinen. Jedenfalls lastete der Eindruck des feindlichen Uebergewichts schwer auf Bern, wenn auch eine österreichische Quelle, der man hier besondere Glaubwürdigkeit beizumessen keinen Anlaß hat, sogar von einer zahlenmäßigen Ueberlegenheit des eidgenössischen Heeres zu berichten weiß. Daß diese Meinung vom bekannten Kriegsgeschichtler Delbrück zu einer seiner gewagten Hypothesen verwendet worden ist, sagt über ihre Glaubwürdigkeit gar nichts.

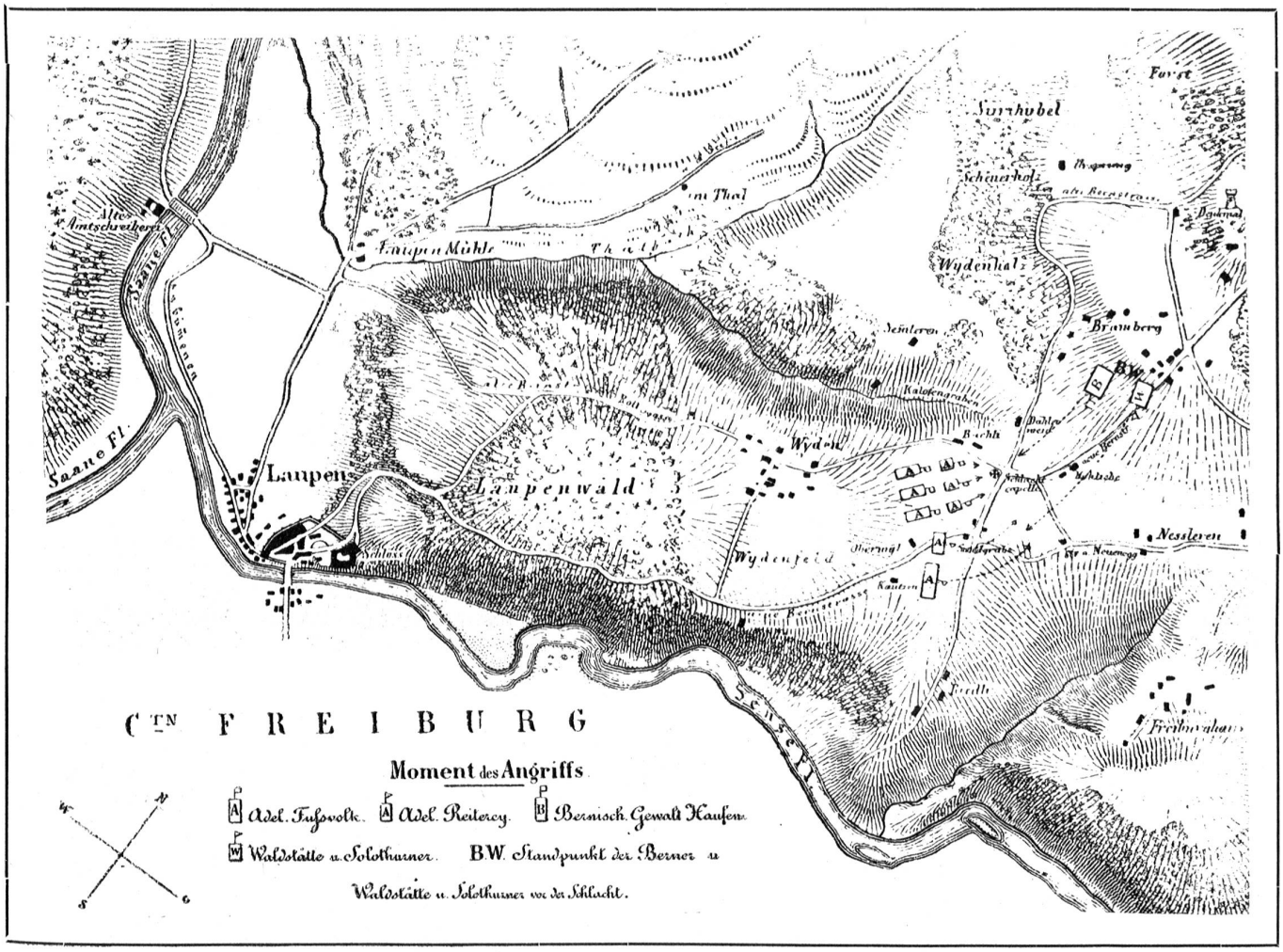
Die dauernde, schwere Gefahr, in der seit Wochen die Brüder und Angehörigen in Laupen schwebten und die Unsicherheit, die über dem Geschick Berns selber lagerte, hatten eine seelische Zermürbung in der Bevölkerung begünstigt. Justinger berichtet, wie die Stimmung noch bei der Ankunft der Helfer zu gedrückt war, um diese als Freunde freudig zu empfangen. Man habe sie in Muri angehalten und ins Quartier gewiesen, indes in der Stadt die Frauen in den Gotteshäusern weinend und klagend Trost suchten.

Am nächsten Morgen trat, durch einen guten Morgenimbiß gestärkt, das verbündete Heer der Berner und ihrer Eidgenossen den Marsch durch den Forst an, Laupen zu. Hell leuchtete zu den Seiten des Wegs das jungsömmerliche Buchengrün. In der Mannigfaltigkeit der bunten Röcke und der knirschenden Panzerhemden erinnerte das weiße Kreuz, als Feldzeichen allen gemeinsam aufgeheftet, an die Verbundenheit des Heervolks, an das gemeinsame Ziel. Frommen Gemütern spendete der Anblick des tapfern Leutpriesters Baselwind Trost, dessen klares Ordenskleid an der Spitze des Zuges schimmerte.

Nach kräftigem Marsch erreichte der Auszug zur Mittagszeit den nördlichen Ausgang des Forstes, der damals sich etwas weiter gegen den Bramberg vorschob. Und da gewahrten die Krieger, unten auf breitem Feld, die Scharen der Feinde. Ueberall tummelte sich Roßvolk in glänzender Wehr und dicht drängten sich die Haufen der Fußknechte, überragt von den Schäften der Spieße, die neben dem klobigen Erz der Halparten sich reckten. Farbenfroh wehten die Banner der Herren und ihrer Gefolgsleute. Silbern funkelte im roten Grund der Kranich von Greyerz neben den ernsten Tönen des freiburgischen Feldzeichens. Wie Kinder eines großen Heims schienen die vielfalten und ähnlichen Sparren Neuenburgs, Nidaus und Straßbergs. Des Aarbergers Zeichen erblickte man nirgends, ihm war ein Platz in der Nachhut geordnet. Gemach gliederte sich das vielgestaltige Heer zu stattlichen Haufen. Fußvolk reihte sich an Fuß-

volk, was zu Pferd saß, fand sich auf dem einen Flügel zusammen. Wie die Feinde und ihrer Ordnung gemäß, rüsteten sich auch die Berner und ihre Helfer zur Schlacht. Die Waldstätter traten, so hatten sie es selber begehrt, den Reitern entgegen; die Berner mit den Oberländern erkoren sich Freiburg, den Kernfeind, und das gedrängte Fußvolk zum Gegner. Als die Sonne sich zu neigen begann, entbrannte der Kampf. Die Waldstätter vermochten sich kaum noch des Uebergewichts der besser bewaffneten Ritterschaft zu erwehren, als Erlach mit den Seinen zu ihrer Rettung nahte. Dem Ansturm vereinter Kraft hielt auf die Dauer der Adel nicht stand. Die ritterliche Ehre besiegelte mancher Tapfere mit dem Tod, ehe der Rest des Heeres in Rückzug und Flucht zerstob.

Das Treffen hatte eineinhalb Stunden gewährt.



Plan des Schlachtfeldes

Der bernische Führer eröffnete ihn — wie Justinger berichtet — mit einem Scheinangriff auf die Freiburger. Mit Steinen bewehrt lief eine Schar Berner dem Feinde entgegen, um nach getanem Wurf alsbald wieder den schützenden Rain zu gewinnen. Die Bewegung übte eine doppelte Wirkung: den Gegner lockte sie zu ermüdendem Angriff hangaufwärts, doch auch die eigenen Reihen wurden ergriffen. Die Hintersten wähnten die Front im Schwanken und liefen bestürzt in den bergenden Forst zurück.

Der Großteil des Berner Heeres aber stand und mit voller Wucht warf es sich nun in die freiburgischen Reihen. Erlach selber, dem Berner Feldzeichen voran, bahnte die blutige Straße zu den freiburgischen Bannern, ihm folgten am nächsten die handfesten Gesellen der Metzger und Gerber, deren Ehrgeiz er mit einem geschickten Wort zu Beginn der Schlacht angefeuert hatte. In schwerem Ringen — denn beide Gegner kämpften tapfer — wurde endlich Freiburgs Widerstand gebrochen.

Noch lohnte keine Rast, noch Beute die Kämpfenden. Die Not der Waldstätter rief sie zu neuem, noch härterem Streiten.

Der Sieg war ein vollkommener.

Unter den toten Feinden erkannten Rudolf von Erlach und der Junker von Weißenburg, als sie die Walstatt abschritten, die Blüte des Adels, den jungen Grafen Johann von Savoyen, Graf Ludwigs von der Waadt einzigen Sohn, wie den Grafen von Nidau und den von Valendis, den sein kaiserlicher Auftrag nicht vor bitterm Tode geschützt hatte. Tot lag da Freiburgs Schultheiß und sein Venner, inmitten zahlreicher zerspellter Helme mächtiger Herren und aufgeschlagener Hauben schlichter Mannen, deren Namen uns keiner überliefert hat. Dreieinhalb Tausend Tote sollen — nach Justingers Bescheid — in den Massengräbern von Laupen verscharrt worden sein.

Die Besatzung Laupens hatte von der Schlacht nichts wahrgenommen. Die gute Kunde erreichte sie zugleich mit der Befreiung. Man wöge mit dem Gewicht unserer Zeit, glaubte man nicht, daß bei manchem das Bedauern, nicht selber *mit* den herrlichen Sieg erstritten zu haben, die Freude über Entsatz und Wiedersehen getrübt hätte.

Ihren Helfern, den Waldstättern und Oberländern und den

reisigen Solothurnern dankten die Berner in aller Herzlichkeit für den Beistand, den sie ihnen geleistet. Am tiefsten aber fühlten sie sich dem göttlichen Helfer verpflichtet. Seinen Mittelsmann, den wackern Leutpriester Diebold stellten sie an die Spitze des Kriegsvolks bei der festlich-freudigen Heimkehr in Bern, er ritt dem Heer voraus, das 27 erbeutete Banner und eine schwere Zahl im Felde gewonnener Rüstungen mit sich führte.

Der Schlacht, so gelobten die Sieger, sollte in Bern inskünftig alljährlich gedacht werden mit einer andächtigen Prozession und mit reicher Spende für die Armen.

Der Sieg von Laupen hat den Laupenkrieg nicht beendet. Bern machte noch schwere Zeiten durch, ehe es sich im Frieden — in einer Reihe von Friedensschlüssen — die Stellung sicherte, um die es bei Laupen gekämpft hatte. Prüfen wir die Folgen des Sieges, so sehen wir die nächsten darin, daß Bern im Uechtland von seinem größten Rivalen, Oesterreich, als Vormacht anerkannt wurde. Das spiegelte sich in einer Folge von Bündnissen, welche den freundschaftlichen Beziehungen Ausdruck verliehen.

Wichtiger jedoch erwies sich, wenn sie auch erst später Frucht trug, die Verbindung mit den Waldstätten. Aus der Waffenbrüderschaft von Laupen ist Berns Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft erwachsen, eine Zugehörigkeit, welche die alte Eidgenossenschaft aufs kostbarste bereicherte, indem sie ihr den westschweizerischen Kulturkreis zuführte.

Nicht zu Unrecht ist die Bedeutung des Sieges von Laupen in den Kernspruch zusammengefaßt worden: Ohne Laupen kein Bern, ohne Bern keine Eidgenossenschaft.

Stadt und Veste Laupen

Von Dr. H. Strahm

Ueber die früheste Geschichte von Laupen besitzen wir keine bestimmten urkundlichen Nachrichten. Es darf jedoch heute als sicher angenommen werden, daß bereits zur Römerzeit eine Brücke bestanden hat, die vom nördlichen Ende des Städtchens nach dem gegenüberliegenden Eichholz führte. Hier sind noch jetzt die Ueberreste eines gemauerten Brückenkopfes zu finden, während ein Pfahlwerk von behauenen Eichenbalken auf der gegenüberliegenden Laupener Seite im Jahre 1890 bis auf wenige Reste weggerissen wurde. Diese Brücke gehörte offensichtlich zu einer Straße, die von Avenches her über Laupen, Süri und durch den Forst nach der Römersiedlung auf der Engehalbinsel bei Bern führte, wo wiederum eine Brücke, deren Spuren man ebenfalls noch aufgefunden hat, die beiden Aareufer verband. Diese Brücken werden jedoch sicherlich bereits zur Völkerwanderungszeit zerfallen sein, da man im frühen Mittelalter sich nur wenig um solche Werke kümmerte, die nur durch ständigen Unterhalt und dauernde Pflege vor einer fortschreitenden Zerstörung bewahrt werden können.

Die Frage, ob Laupen selbst schon zur Römerzeit besiedelt gewesen war, kann heute noch nicht mit Sicherheit beantwortet werden, da bestimmte und überzeugende Anhaltspunkte dafür, wie beispielsweise Mauern von römischen Gebäuden oder andere wichtigere Funde, fehlen. Auch wenn dies der Fall gewesen wäre, ist anzunehmen, daß die Römersiedlung im frühen Mittelalter zerfallen war. Die Straße dagegen blieb als Verkehrsverbindung bestehen.

Die Wichtigkeit des Platzes als Flußübergang, Rastort und Verpflegungsstation an einer Verkehrsstraße brachte es mit sich, daß Laupen mit dem Aufblühen des Fernhandelsverkehrs im 10. Jahrhundert wieder steigende Bedeutung gewann. In jener Zeit mögen die ersten Anfänge des Städtchens zu suchen sein. Eine genauere Zeitbestimmung suchen zu wollen ist aussichtslos. Laupen ist sowenig wie irgend eine andere Stadt durch den Machtspruch eines Fürsten oder Landesherrn „gegründet", oder mit anderen Worten, einfach aus dem Boden gestampft worden. Vielmehr bildeten auch hier die wirtschaftlichen Voraussetzungen, der steigende Verkehr und damit die höheren Ansprüche an den Ort als Herbergs- und Verpflegungsstation die unerläßlichen Bedingungen einer städtischen Siedlung. Diese wirtschaftlichen Voraussetzungen konnten nicht durch den Machtspruch oder die Laune eines Einzelnen geschaffen werden. Sie gehorchen dem einfachen Grundgesetz von Angebot und Nachfrage: je mehr Reisende, Pilger, Kaufleute und Warenzüge, — umso größer der Bedarf an Lebensmitteln, Herbergsgelegenheiten, gewerblichen Erzeugnissen und Hilfeleistungen der Schmiede, Wagner, Gerber, Schuster, Schneider usw., wie auch an Sicherheit vor Raub und Diebstahl. So entstand ein Marktplatz.

Die Tatsache des gesteigerten Fernverkehrs um die Jahrtausendwende —, der natürlich nicht mit einem Schlage einsetzte, sondern offensichtlich eine stetig fortschreitende Entwicklung aus kleinen Anfängen zu immer intensiveren Austauschbeziehungen durchmachte, — führt notwendigerweise zur Annahme eines langsamen organischen Wachstums der städtischen Siedlung.

Dazu tritt noch ein anderes für die Entwicklung von Laupen historisch wichtiges Moment. Laupen war, das wissen wir heute mit Bestimmtheit, zeitweise der Sitz des Königs Rudolf III. von Burgund. Die früheste Urkunde, in welcher uns der Name von Laupen — und zwar in der französischen Form als „Loges" — entgegentritt, stammt aus dem Jahre 1015. Am 22. Februar dieses Jahres und zweimal noch im Jahre 1029 hatte König Rudolf in Laupen oder Loges Urkunden ausgefertigt. Das Reich der hochburgundischen Könige, die von 888—1032 regierten, erstreckte sich zeitweise vom mittelländischen Meere bis nach Basel und ins Elsaß hinein. In unseren Gegenden besaßen diese Herrscher ausgedehnte Haus- und Krongüter. Zu diesen gehörte beispielsweise auch der Forst, der Königshof Bümpliz, die Gegend von Bern, die großen Waldgebiete in der Waadt (Jorat), neben vielen einzelnen Höfen und Ortschaften in der ganzen heutigen Westschweiz. Die Könige hatten keinen festen Regierungssitz. Je nach den Bedürfnissen der Reichsverwaltung zogen sie von Ort zu Ort, wobei dem jeweiligen Aufenthaltsort die Pflicht auferlegt war, den König und sein Gefolge zu beherbergen und zu verpflegen. Dies bedeutete natürlich für solche Orte eine erhebliche wirtschaftliche Leistung, aber zugleich eine Auszeichnung, deren Folgen sich meistens für sie günstig auswirken mußte. Nicht nur, daß die Burg, auf welcher der König längeren Aufenthalt nahm, sicherlich fest und gut ausgebaut wurde, auch Markt und Herbergen, Handwerk und Gewerbe werden davon im Sinne einer erhöhten Prosperität beeinflußt worden sein. Dies galt für die verschiedenen bekannten burgundischen Residenzen in unserem Lande, wie St. Maurice, Vevey, Lausanne, Payerne, Orbe oder Tabernae, Bümpliz, Basel, Murten, sogut wie schließlich auch